

Mit Gott in den Krieg
Vortrag in der Kreuzkirche Hannover
1. Juli 2014
Es gilt das gesprochene Wort

„Da piff es wieder hoch in der Luft; jeder hatte das zusammenschnürende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender, ungeheurer Krach; — die Granate war mitten zwischen uns geschlagen. . . .

Halb ohnmächtig richtete ich mich auf. Aus dem großen Trichter strahlte unsere in Brand gesetzte Maschinengewehrmunition ein intensives rosa Licht. Es beleuchtete den schwelenden Qualm des Einschlages, in dem sich schwarze Körper wälzten und die Schatten der nach allen Seiten auseinanderstiebenden Überlebenden. Gleichzeitig ertönte ein vielfaches, grauenhaftes Gebrüll und Hilfeschrei.

Ich will nicht verheimlichen, daß ich zunächst, wie alle anderen, nach einem Augenblick starren Entsetzens aufsprang und planlos in die Nacht rannte. Erst in einem kleinen Granatloch, in das ich kopfüber gestürzt war, wurde mir der Vorgang klar. Nichts mehr hören und sehen! Fort, weit weg, verkriechen! Und doch meldete sich sofort die andere Stimme: „Mensch, du bist doch der Kompanieführer!“ Genau so. Ich sage es nicht, um mich zu rühmen; ich möchte eher sagen: **wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu**. Ich habe an mir und anderen oft erfahren, daß das Verantwortlichkeitsgefühl des Führers die persönliche Angst übertäubte. Man hatte einen Halt, etwas, an das man denken mußte. Ich zwang mich also an den schrecklichen Ort zurück; unterwegs stieß ich auf den Füsilier Haller, der während meiner November-Patrouille das Maschinengewehr erbeutet hatte, und nahm ihn mit.

Die Verwundeten stießen noch immer ihre furchtbaren Schreie aus. Einige kamen auf mich zugekrochen und winselten, meine Stimme erkennend: „Herr Leutnant! Herr Leutnant!“ Einer meiner liebsten Rekruten, dem ein Splitter den Schenkel zerknickt hatte, klammerte sich an meinen Beinen fest. Meinem Unvermögen zu helfen, fluchend, klopfte ich ihm ratlos auf die Schulter. Solche Augenblicke vergißt man nie.“¹

¹ <http://www.gutenberg.org/files/34099/34099-h/34099-h.htm> (in: „Stahlgewitter“ aus dem Abschnitt „Die große Schlacht“).

Diese Zeilen stammen von Ernst Jünger. Ein kurzer Auszug nur – und doch wird in ihm in wenigen Zeilen das Grauen dieses Krieges deutlich. Schwarze Körper wälzen sich in den Einschlagkratern, Geschrei und nur noch der Impuls: raus hier.

Und dann steht da mitten in diesem Schrecken der Satz: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu.

In Jüngers Stahlgewittern ist sonst nicht viel die Rede von Gott. Hier kommt sie in einem Zusammenhang vor, der typisch für diese Zeit ist: das Verantwortungs- bzw. Pflichtgefühl wurde zu einer religiösen Größe überhöht. Die Angst wird zurückgestellt, um der Pflicht Genüge zu tun. Kompanieführer als ein von Gott gegebenes Amt. Ernst Jünger, der seine Kindheit und frühe Jugend in Niedersachsen verbrachte, er stammt aus Bad Rehburg, ist mit seiner Autorenschaft zu einem der führenden Kriegsliteraten des 20. Jahrhunderts geworden. Dieses religiöse Pflichtbewusstsein war so etwas wie der Grundtenor in der Verkündigung der christlichen Kirchen im ersten Weltkrieg. Pflichtbewusstsein bis in den Tod. So hieß es z.B. in einer Predigt aus Ulm im Jahr 1914:

„Im Kriegsstoff liegt die göttliche Idee. Gott ist im Sturm und in den Stürmenden, der Gottes *Weg in Sturm und Wetter* ist. Es ist etwas Hinreißendes um solch stürmende Truppen, es liegt Göttliches in den Stürmenden: Entscheidung und Sieg, wenn es sein muss, Opfer und Tod.“²

Es sind zum Glück viele Informationen und Veranstaltungen und Bilder aus der Zeit des 1. Weltkriegs in den vergangenen Monaten veröffentlicht worden. Mir gehen diese Erinnerungen auch deshalb nahe, weil es Ereignisse sind, die Anfang des 20. Jahrhunderts die Lebensgeschichte unserer Großeltern oder Urgroßeltern erfassten. Wir kannten Menschen, die diesen Krieg erlitten hatten, die ihn sogar mit Begeisterung begrüßten.

Die evangelische Kirche schwieg in weiten Teilen nicht, als es im Juli 1914 um die Vorbereitungen des militärischen Kampfes ging. Schon gar nicht war sie kritisch gegenüber dieser Kriegsbegeisterung. Sie hat durch Predigten und bischöfliche Stellungnahmen den Krieg begrüßt. Von der Ehre war damals viel die Rede. Der Ehre, für das Vaterland zu

² <http://www.pauluskirche-ulm.de/downloads/Jubilaeums-Beilage%20Oktober.pdf>

kämpfen. Auch von der Ehre, für das Vaterland zu sterben. Und Gott sollte diesen Kampf und diese Ehre segnen. Mit Gott in den Krieg!

Doch zugleich hört man auch andere Stimmen. In einer äußerst beeindruckenden Ausstellung im Literaturmuseum der Moderne in Marbach bei Stuttgart sind Tagebuchaufzeichnungen aus dem August 1914 von berühmten Autoren ausgestellt. Man liest von Hermann Hesse über den 10. August:

„Seltsam, wie kriegsungeohnt man ist! Kriegswirren, Teuerung, Geldnot, Verkehrsstockung, Standrecht, Füsilierung von Civilpersonen – all das kennt man hundertfach aus Lektüre, aber dass das jetzt Wirklichkeit sei, geht allen schwer ein, die nicht mitten drin sitzen. Wir sehen den nahen langen Jura stehen und wissen, dicht dahinter wird jetzt geschossen und gestochen, und doch sinkt das immer wieder in eine blöde Halbwirklichkeit zurück. Und morgens beim Erwachen ist es, wie Mia sagt, immer wieder genau so wie nach dem Tode lieber Freunde: man wacht auf mit dem dumpfen Allgemeingefühl, dass etwas Schlimmes los ist,...“³

Mein Großvater ist als 16-jähriger mit Begeisterung in diesen Krieg gezogen. Ich habe mit ihm nie über seine Begeisterung für den Krieg gesprochen. Hatte er keine Angst vor dem Tod, vor Verletzung, vor Hunger? Und was ging ihm durch den Kopf, als er an der Front angekommen war? Erzogener Hass auf die Franzosen? Abenteuerlust? Kameradschaftliche Prüfung? Im vergangenen Jahr habe ich mit meinen Kindern Verdun in der Champagne besucht. Der Ort, an dem der furchtbarste Stellungskampf im 1. Weltkrieg stattfand. Ich wollte ihnen diese riesigen Gräberfelder zeigen mit den abertausenden von weißen Kreuzen. Hunderttausende Menschen gingen in den Tod. Für die Ehre? Fürs Vaterland? Für was?

Unsere Kirche hat lange gebraucht, bevor sie sich aus ihrer Kriegsbegeisterung befreite. Zwei Weltkriege und unzählige andere kriegerische Auseinandersetzungen brauchte es, um endlich ganz deutlich den radikalen Auftrag zum Frieden im Leben Jesu zu lesen.

³ Literatur und Krieg 1914, Ausstellung im Literaturmuseum der Moderne, S. 107.



Der Weg zu dieser eindeutigen Haltung war in unserer Kirche lang. Der Blick zurück kann immer nur ein mahnender Blick sein. In diesem Sinne will ich mich nun mit Teilen der evangelischen Publizistik und einigen Predigten beschäftigen.

a) Das Hannoversche Sonntagsblatt

Für den hannoverschen Raum gibt das vom *Ev. Verein für Innere Mission in Hannover* herausgegebene *Hannoversche Sonntagsblatt* (HSB) einen sehr guten Einblick in den Geist der Zeit, der auch den Geist der Hannoverschen Kirche bestimmte.⁴ Das HSB gehörte zu den auflagenstärkeren Sonntagsblättern und hatte einen hohen Verbreitungsgrad.⁵ Anders als die *Christliche Welt* oder die *Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung* richtete sich das HSB nicht an ein intellektuelles oder fachtheologisches Publikum, sondern an die ganze Breite christlich-religiöser Volksfrömmigkeit.⁶ Seine Funktion bestand darin, der „christlichen Erbauung, Unterweisung und Missionierung zu dienen“⁷.

Und während des Krieges sah das HSB seine Funktion darin, die Moral der Truppe hoch zu halten. In diesem Sinne betonte auch Willi Stark, der Direktor des *Evangelischen Presseverbandes für Deutschland* (EPD), dass die seit Kriegsbeginn herausgegebene sog. Kriegskorrespondenz

„ihr Augenmerk in erster Linie darauf [richtet], der Presse Artikel zu übermitteln, welche geeignet sind, die Vaterlandsliebe religiös zu festigen und die Opferfreudigkeit zu stärken, sie kämpft rücksichtslos gegen alle Ausländerei [...]. Mit einem Wort: sie bemüht sich, den Ton für Herz und Gemüt zu treffen, den unsere große Zeit braucht.“⁸

Diese Maxime lässt sich auch in den Artikeln der HSB während der Kriegsjahre ablesen. In einer Ausgabe von 1916 wird heroisch die Pflichterfüllung des „christlichen Soldaten“ beschworen:

⁴ Die Zitate aus dem HSB in diesem Vortrag sind der Arbeit von Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? Der Erste Weltkrieg im Spiegel des Hannoverschen Sonntagsblattes der Jahre 1914-1918, Göttingen 1998, entnommen. (Arbeit zum 1. Staatsexamen). Die HSB hatte eine Auflage von 50800 Exemplaren.

⁵ Vgl. Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 9.

⁶ Vgl. Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 3f.

⁷ Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 19.

⁸ Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 25.



„Da wollen auch wir uns selbst besinnen und aus Gottes Wort uns sagen lassen, wie ein christlicher Soldat sein soll. So sagt es uns: ‘Wachet, steht im Glauben, seid männlich und stark...’ [...] Wir wissen, daß ihr wachsam seid da draußen, und das Vaterland dankt’s euch. Seid ihr aber auch wachsam in dem Sinne, wie Paulus es meint? Der Krieg ist ein ‘roh gewaltsam Handwerk’. Zur Veredelung der Sitten trägt er nicht bei, wenn nicht der einzelne sich doppelt und dreifach verantwortlich fühlt: seinem Gott, seinem Vaterland, sich selbst.“⁹

Dass die Verantwortung zwischen diesen drei Größen Gott, Vaterland und sich selbst eine verschiedene sein könnte und gerade nicht dieselbe ist, kam dem Verfasser gar nicht in den Sinn. Die Verantwortung gegenüber diesen drei Größen koinzidiert zu einer religiösen Gesamtpflicht zum Kampf des „christlichen Soldaten“ für Gott und Volk. In der religiös imprägnierten vermeintlich sittlich-moralischen Überlegenheit des deutschen Volkes und des deutschen Soldaten sah man einen der entscheidenden Gründe, warum Deutschland glaubte diesen Krieg gewinnen zu müssen.

Diese religiöse Gesamtpflicht wurde auch noch dann eingeschärft als es deutlich wurde, dass der Kriegsverlauf die ursprüngliche Kriegseuphorie nicht zu rechtfertigen vermochte. Mit Berichten von Feldgeistlichen und abgedruckten Soldatenbriefen von der Front sollte auch die in der Heimat verbliebene Zivilbevölkerung auf diesen Krieg eingeschworen werden. Der Hinweis auf das Opfer, das die Soldaten an der Front für Volk und Vaterland bringen, soll aufkeimenden Unmut und Infragestellung dieses Krieges im Keim ersticken. In einer Ausgabe von 1917 heißt es:

„Ihr lieben Leute in der Heimat: Steht gegenüber diesem gewaltigen Heldenmut, diesem Kämpfen, Opfern, Entbehren, Dulden und Sterben das Wort selbst des innigsten Dankes nicht klein und unbedeutend da? Nicht wahr, jeder Kleinmut, wo und wie er sich zeigt, muß und soll schamvoll verstummen vor dem, was unsere Soldaten leisten. Unerschütterlich wie hier draußen sei auch daheim der Wille, den Sieg zu erringen.“¹⁰

⁹ Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 45.



Immer wieder ist wie hier vom Opfermut des deutschen Soldaten die Rede. Diese Opferrhetorik wurde immer wieder unmittelbar auf das Opfer Christi am Kreuz bezogen, so wie hier:

Christus „war doch der Beste, der Reinste und Vollkommenste und mußte sterben, weil nur durch den Tod des Besten das Werk der Erlösung vollbracht werden konnte. Wie der Landmann gerade die beste Saat ins Feld streut, wo sie doch stirbt, weil nur aus der besten Saat eine reiche Ernte erwachsen kann, so müssen die Besten für das Vaterland sterben, ihm die Freiheit zu bewahren und ihm eine glückliche Zukunft zu schaffen“¹¹ (32)

Und in einem Ostergruß heißt es:

„Daß Ostern das Fest des Mannes ist, ward noch nie so deutlich wie in diesem Jahre. Durch Kampf und Tod zu Freiheit und Leben, das gibt die Christi Auferstehung. [...] Aus der Saat, die Eure Kameraden durch ihren Tod gesät, die Ihr durch Euren Kampf schützt, soll Freiheit und Leben für unser Vaterland ersprießen.“¹²

Diese Zusammenstellung irritiert in einer doppelten Weise. Zum einen wird die gewaltfreie Lebenshingabe Christi hier unmittelbar mit dem auf töten und getötet werden beruhenden Opfer der Soldaten identifiziert. Das Sterben des Besten für die Erlösung gibt das semantische Feld ab für das Sterben der Besten für das Vaterland. Da wird die Exegese biblischen Schriften zu ideologischer Willfährigkeit. Sprachliche Evidenz und situative Überblendung sollen einen Sinnzusammenhang generieren, den die biblischen Texte von sich aus nicht hergeben.

Eine ähnliche Überblendung geschieht zum anderen in dem Bild vom Sämann. Das friedliche Bild vom Sämann, der die Saat aufs Feld wirft, das dann von selbst wächst, ist bei Markus ein Bild für das Kommen des Gottesreiches. Ein gänzlich friedliches Bild, das das Wunder der

¹⁰ Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 43.

¹¹ Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 32.

¹² Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 32.



aufkeimenden Saat aufgreift. Hier wird es ins Martialische gewendet: Die Saat sind hier die „Besten“, die für das Vaterland sterben.

In dieser Deutung wird aus dem Erntedankfest als einem Fest des Lebens ein Fest des Todes:

„Heute am Erntedankfest grüßen wir unsere Krieger, die gewaltigen Säeleute, die für Deutschland in Feindesland blutige Saat für unser Vaterland ausgestreut, die auch im Feindesland Zeit gefunden haben, den Acker zu bestellen, nächst Gott danken wir ihnen, dass der Segen der Ernte in die Scheuern eingebracht.“¹³

Schaut man sich die Ausgaben der HSB in den Kriegsjahren an, so kann man beobachten, dass die Schriftleiter der Zeitung Wert darauf legten, ihren Lesern einen persönlichen Zuspruch zu geben und in diesen zugleich die christlich-sittliche Pflicht, diesen Krieg zu führen, einschärften. In den Kommentaren zu Nachrichten von der Front ist deutlich erkennbar, dass sie den Durchhaltewillen in der Heimat und in der Front stärken sollen. In allem wird man sagen können, das HSB hat sich voll und ganz in den Dienst dieses Krieges nehmen lassen. In der anfänglichen Kriegsbegeisterung wollte man nicht beiseite stehen. Später galt es dann gleichermaßen als religiöse wie patriotische Pflicht das Schlachten nicht in Fragen zu stellen.

Dieser Geist findet sich auch in etlichen Predigten der Zeit.

b) Predigten

Noch wichtiger als solche Zeitschriften waren die Predigten der Zeit. Es mag uns fremd vorkommen, aber den Predigten kam in einer Zeit, in der es nur beschränkten Zugang zu Informationen gab, die Funktion zu, die heute Massenmedien übernommen haben (s.u. S.16)

In der Literatur zum 1. Weltkrieg findet sich häufig der Hinweis, dass die Deutschen in ihrer Kriegsbegeisterung den anstehenden Krieg in seiner verheerenden Wirkung unterschätzt hätten. Schaut man in die Predigten zum Kriegsbeginn hinein, so wird man dieser Einschätzung nicht ohne weiteres zustimmen können.

¹³ Vgl. Sibylle Schmeemann, „Gott mit uns!“? 32.

Albrecht Saathoff etwa, Pastor in St. Albani, Göttingen und Militärgeistlicher, hält in seiner Predigt am 2. August 1914 zum Kriegsausbruch nüchtern fest:

„Nun ist, liebe Gemeinde, die große, weltgeschichtliche Stunde gekommen, der wir in den letzten Jahren mit Spannung entgegensehen mußten. Es hat wohl stets eine unheimliche Furcht unsere Seele bewegt, wenn wir dachten an den Weltkrieg, der uns schon so oft drohte, an den Weltkrieg, der – das wissen wir – so gewaltig, so opferreich sich gestalten muß, wie wohl nie ein Krieg in der Weltgeschichte. Nun steht dieser Krieg unmittelbar bevor!“¹⁴

Und bei einer Predigt in der Woche darauf notiert er, nachdem er zuvor die Begeisterung Revue passieren lassen hat, mit der die Männer in der Woche zuvor in den Krieg gezogen sind:

„Freilich kommen immer wieder Augenblicke, da uns die ganze Furchtbarkeit eines modernen Weltkrieges, die wir uns ja gar nicht ausmalen mögen, die Seele packt und uns im Innersten erschüttert.“¹⁵

Die Furchtbarkeit und Erschütterung sind aber für den Prediger kein Grund diesen Krieg in Frage zu stellen.

Saathoff hat bereits Ende 1914 eine kleine Predigtsammlung unter dem Titel „Glaube und Vaterland. Vaterländische Predigten und Ansprachen“ herausgegeben. Diese kleine Sammlung ist in dem Geist geschrieben, von dem die evangelische Kirche in Deutschland in weiten Kreisen durchdrungen war: der Hoffnung, dass der Krieg zu einem christlich-religiösen Erweckungserlebnis unter den Deutschen führen würde. So heißt es in der Einleitung zu dieser Sammlung:

„Gott redet gewaltig zu uns, und wir wollen ihm lauschen, daß wir seine großen Gedanken verstehen. Nun wird gekämpft, nun ist zu wirken für die Zukunft – draußen

¹⁴ A. Saathoff, Glaube und Vaterland, Göttingen 1914, 40.



auf den Schlachtfeldern, daheim in der Seele unseres Volkes! Die Herzen der Menschen sind unter dem Eindruck erschütternder und erhebender Erlebnisse aufgeschlossen für das Göttliche, Gute und Große. Wie viel vermag in dieser Stunde das Wort auszurichten. [...] Möge auch dies Büchlein einen bescheidenen Anteil gewinnen an dieser Arbeit für die Zukunft, daß *Glaube und Vaterland* sich für unser Volk aufs innigste verbinde und wir dann mit herrlicher und unerschütterlicher Zuversicht bekennen dürfen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!“¹⁶

Von dieser Überzeugung sind die Predigten der Zeit insgesamt getragen: Gott stehe in diesem Krieg auf der Seite des Deutschen Volkes. Diese Überzeugung hängt wesentlich damit zusammen, dass in Deutschland vom Professor bis zum Arbeiter die Meinung vorherrschte, Deutschland würde einen Verteidigungskrieg und insofern einen gerechten Krieg führen. In einer Predigt Saathoffs bekommt dieser Krieg gar apokalyptische Ausmaße:

„Es ist im Grunde der Kampf um das Gute, das Göttliche, das Heilige, der Kampf gegen das Böse, das Ungöttliche, das Unheilige! Und wenn Jesus der große göttliche Erzieher der Menschheit ist [...], dann ist Jesus auch unser Führer in diesem weltgeschichtlich entscheidenden Kampfe!“¹⁷

In diesem Sinne, so Saathoff, sei der „Krieg 1914 – für uns ein heiliger Krieg!“¹⁸ Im Sinne einer Christianisierung Europas durch Deutschland wird selbst auf Kaiser Konstantin angespielt:

„Das Kreuz predigt ja gewaltig von der Aufopferung des Lebens [...]. Das Kreuz predigt von dem Sieg der Wahrheit, die sich durchsetzt gegen alle Tücke und Trug der Menschen! In diesem Zeichen wirst du siegen: so klinge es wieder durch unsere Seele!“¹⁹

¹⁵ A. Saathoff, *Glaube und Vaterland*, Göttingen 1914, 44.

¹⁶ A. Saathoff, *Glaube und Vaterland*, Göttingen 1914, 3f.; H.i.O.

¹⁷ A. Saathoff, *Glaube und Vaterland*, Göttingen 1914, 65.

¹⁸ A. Saathoff, *Glaube und Vaterland*, Göttingen 1914, 64.

¹⁹ A. Saathoff, *Glaube und Vaterland*, Göttingen 1914, 47f.



Der Kampf, den Deutschland kämpft, bekommt so eine geradezu heilsgeschichtliche Relevanz. In einer Predigt vom Stadtpfarrer Johannes Herzog in Eßlingen, der bis 1914 Vorsitzender des dortigen CVJM war, heißt es:

„Jetzt geht ein Millionensterben durch die Welt. Sie werden in Scharen ab- und hineingerufen in das Reich der Unsichtbarkeit. Seine [sc. Gottes] Knechte sind jetzt nicht Prediger und Evangelisten, sondern Geschosse und Granaten, Minen und Bomben. [...] Es ist eine Gotteszeit ohnegleichen. Wie wenn er ganz besonders geschäftig wäre, den Ruf, die Einladung zu seinem Reiche auszurichten.“²⁰

Und weiter heißt es in dieser Predigt:

„So stellt sich in höherem Lichte, im Lichte der Wahrheit der Zustand des Namenchristentums dar: sein Lauheit oder Gleichgültigkeit ist gewissermaßen eine Beleidigung der göttlichen Majestät, [...]. Und wenn in den matten, lauen Friedensjahren uns das nicht so lebendig zum Bewußtsein kam, so stellt es das Gericht dieses Kriegs in Licht und führt es den Ernsten und Denkenden zu Gemüte. Es ist ein Gericht, ein Läuterungsfeuer für die christlichen Völker.“²¹

Zu dem Erstaunlichen in der Deutung dieses Krieges, der heute rückblickend von einer bis dahin undenkbaren Verrohung und Unmenschlichkeit geprägt war, gehörte die mit ihm verbundene Hoffnung, dass sich dieser Krieg versittlichend und geistig vertiefend auswirken würde. Noch einmal Saathoff:

„Wir können nicht leugnen, daß die meisten unserer Volksgenossen ihren Sinn vor allem auf dieses Lebens vergängliche Güter richten, auf Sinnengenuß und Lebensglück, auf jene Güter, die so viel auch in diesem Kriege mit unerbitterlicher Gewalt zertrümmert und zerstört werden. Nur der gewaltige Ernst des Lebens wird viele treiben zu ernsten Gedanken; wie sollte nicht das furchtbare Unheil, das uns

²⁰ J. Herzog, Der Ruf zum Himmelreich in der Kriegszeit, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 95.

²¹ J. Herzog, Der Ruf zum Himmelreich in der Kriegszeit, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 100.

bedroht, den Ernst wecken in unserer Seele! So möge uns alles, was wir jetzt erleben, aufrufen zur Einkehr und Selbstbesinnung [...].“²²

Diese Einkehr und Selbstbesinnung ist es auch, die das deutsche Volk in der Stunde der Gefahr einigen sollte.

Wilhelm der II. hatte in seiner Thronrede vom 4. August vor den Führern der Parteien des Reichstags den schon zwei Tage zuvor geäußerten Gedanken formuliert:

„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche! [...] ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied, ohne Konfessionsunterschied [...].“²³

Ganz in diesem Sinne werden in den Predigten die von allen Parteien einschließlich der SPD beschlossenen Kriegsanleihen, die der Finanzierung des Krieges dienten, als Zeichen der Einheit des Volkes gesehen.

Schaut man sich die Predigten aufs Ganze an, so prägt der Geist der Zeit in einer erstaunlich unkritischen Weise die Auslegung der Bibel. Biblische Worte wurden einfach aus ihrem Zusammenhang gerissen und in den Zusammenhang des Krieges eingestellt:

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Offb 2,10). Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht (2. Tim 1,7). Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. (Joh 15,13). Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu senden, sondern das Schwert (Mt 10,34).

Solche Sätze aus ihren Kontexten herausgenommen ließen sich besonders gut zu Kriegspredigten umfunktionieren. Dass die Predigt Jesu an keiner dieser Stellen zu Gewalt aufruft, wurde geflissentlich übersehen. Gerade das Schwert-Wort wird immer wieder in solchen Zusammenhängen genannt, um die Friedensbotschaft Jesu zu relativieren.

Besondere Probleme bereiteten den Predigern naturgemäß Jesu klare Worte zur Nächsten- und Feindesliebe. Hier bedurfte es größerer Anstrengung diese Aussagen zu relativieren.

Eines der klügeren Stücke dialektischer Auslegungskunst bietet hierzu eine Predigt von Theodor von Haering, emeritierter Professor für Dogmatik und Neues Testament zuerst in Göttingen, dann in Tübingen. Es zeigt, wie „feinsinnig“ die Botschaft Jesu umgedeutet werden kann.

²² A. Saathoff, Glaube und Vaterland, Göttingen 1914, 33.

Ausgangspunkt der Predigt von Haering ist Mt 5, 38-47 mit Konzentration auf den Satz: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so auch beleidigen und verfolgen.“²⁴

Der erste Teil der Predigt betont, dass die Worte Jesu so klar und einfach zu verstehen sind, wie sie dastehen. Versuche hier abzumildern, indem man etwa sagt, Jesu Worte seien in ihrer Radikalität nur Ausdruck seines Glaubens an ein nahes Gottesreich, und deshalb für uns nicht mehr relevant, weist von Haering ab. Auch sei die Ethik Jesu nicht auf seine Jünger einzuschränken.²⁵

Der Schlüssel, um die Stelle schließlich doch zu relativieren, ist für Haering das exegetisch legitime Verfahren, die einzelne Stelle von Jesu „ganzem Leben, Leiden und Sterben“²⁶ zu betrachten. Es ist, wie gesagt, exegetisch durchaus legitim, ja sogar i.d.R. notwendig, die einzelne Stelle in ihrem Kontext zu betrachten. Damit wird es aber zugleich auch sehr anspruchsvoll. Denn das „Ganze“ muss sich am Ende an seine Teile messen lassen können. Das Bild des Ganzen ergibt sich aus den vielen Einzelteilen. Das Wechselspiel von Teil und Ganzem gehört zu den anspruchsvollsten hermeneutischen Interpretationsoperationen.

Haering also bringt das Ganze in Stellung, um in diesem Fall das Einzelne, die Feindesliebe zu relativieren. So habe Jesus zwar mit seinem eigenen Leben seine eigene Forderung erfüllt, aber, so Haering,

„nicht selten gerade dadurch, daß er sie äußerlich, buchstäblich nicht erfüllte.“²⁷

In diesem Sinne kann das Gebot der Feindesliebe nur dann zur Anwendung kommen, wenn gesichert ist, dass seine Umsetzung nicht als Schwäche ausgelegt werden kann. So gelte zwar

„das Liebesgebot unbedingt [...], aber [...] was es fordert, [soll] in jedem einzelnen Fall von unserm freien Urteil, von unserm durch seinen [sc. Jesu] Geist erzogenen

²³ Zitiert nach G. Besier, Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1984, 11.

²⁴ T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 1.

²⁵ Vgl. T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 2f.

²⁶ T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 4.

²⁷ T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 4.



Gewissen festgestellt werden [...]. Und dieses Urteil unsers christlichen Gewissens geht unzweideutig dahin, daß die Liebe als Liebe sich nur erweisen kann, mithin auch auf Recht und Ehre und Leben nur verzichten kann, wenn der Andere diesen Verzicht verstehen kann, wenn die Mißdeutung der Liebe, als sei sie Schwäche, ausgeschlossen ist. [...] Wollen die Völker eintreten in das Reich der Liebe, sie können es nur, wenn sie den Boden bereitet haben auf dem Wege des Rechts. Und wenn dieser Grund zerstört wird, dann hat um der Liebe willen, die nicht anders erblühen kann als auf dem Boden des Rechts, das Schwert das letzte Wort, weil es über den Völkern keine andere Macht gibt, die das Recht durchsetzt.“²⁸

Die Argumentationslinie Haerings besagt in Kürze: Das unbedingte Liebesgebot gilt nur unter der Bedingung, dass Recht und Gerechtigkeit herrschen. Da aber Recht und Gerechtigkeit von den Feinden Deutschlands gebeugt wurden, wäre die bedingungslose Umsetzung der Feindesliebe das verkehrte Signal an die Mächte des Bösen, die das als Stärkung ansehen müssten. Umgekehrt, so Haering, danken wir

„aus tiefstem Herzen unserm Kaiser, daß er, eingedenk des Wortes von den Friedfertigen, nichts unversucht ließ, den Frieden zu erhalten, bis an die Grenze der Entwürdigung, aber ebenso, daß er entschlossen den Krieg erklärte, als seine Mühen um den Frieden vergeblich waren Darum durften wir in heiligem Zorn, aber ohne Haß in den Krieg ziehen, als letztes Ziel den Frieden vor Augen und in den Herzen.“²⁹

Nachdem auf diese Weise die erklärtermaßen unbedingte, absolute Botschaft der Feindesliebe relativiert, mithin bedingt gemacht wurde, war der Weg frei den Krieg im Namen Jesu zu predigen.

III. Thron, Altar und Wächteramt

Es gab auch Gegenkräfte, die waren aber auf's Ganze gesehen verschwindend gering und mussten sich immer den Vorwurf gefallen lassen „vaterlandlose Gesellen“ zu sein. Von diesen Kräften und ihrer langfristigen Wirkung wird kommende Woche die Rede sein.

²⁸ T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 8.



Insgesamt stand aber zu Beginn des Ersten Weltkrieges das Bündnis von Thron und Altar fest zusammen. Es gibt zwar Untersuchungen, die zeigen, dass insbesondere die Eliten das Christentum nur als einen weihevollen Mantel ansahen, aber für einen Großteil des Volkes wird die Kriegspredigt zu mindestens anfänglich motivierende Kraft gehabt haben. Wolfgang Mommsen betont, dass es wohl keine gesellschaftliche Gruppe gab, die die Kriegsanstrengungen mit größerer Entschlossenheit unterstützt haben als die Landeskirchen.³⁰ Hatte die Kirche und der christliche Glaube in den Jahren zwischen 1871 und 1914 an öffentlichem Zuspruch verloren, so hoffte man durch den nationalen Geist von 1914 wieder zu einer echten Volkskirche zu werden. Tatsächlich traten in den Jahren vor 1914 Nationalismus und Sozialdarwinismus als die prägenden Ersatzreligionen auf.³¹ In den Offizierseliten blieben diese Größen auch die prägenden Deutungsmuster. In Joseph Roths Roman „Radetzky marsch“ über den Verfall der Habsburger Monarchie heißt es:

„Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus. Die Völker gehen nicht mehr in die Kirche. Sie gehen in nationale Vereine.“³²

Das Kalkül der Kirchen schien aufzugehen. Anfänglich erhielten die Kirchen in der Kriegsbegeisterung deutlich mehr Zulauf. Der Nationalismus schien sich christlich-religiös einfangen zu lassen. Aber schon 1915 ging die religiöse Erweckungsbewegung wieder zurück und der Kirchenbesuch sank wieder. Und ab 1917 finden sich Hinweise, dass sich auch bei der Theologenzunft die Stimmung drehte.³³ Rückblickend ist es gerade die Verbindung von Thron und Altar mit dem Kaiser als Summus Episkopus der evangelischen Kirche, die die Kirche so anfällig hat lassen werden, um sich für die Kriegspropaganda so umfassend einnehmen zu lassen.

²⁹ T. v. Haering, Feindesliebe, in: E. Rolffs (Hg.), Evangelienpredigten aus der Kriegszeit, Göttingen 1916, 9. Dieser Topos vom friedliebenden deutschen Kaiser findet sich in den Predigten immer wieder: vgl. auch A. Saathoff, Glaube und Vaterland, Göttingen 1914, 39.66f.

³⁰ Vgl. Wolfgang J. Mommsen, Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg, in: Gerd Krumeich und Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, 249.

³¹ Vgl. Stig Förster, Der Sinn des Krieges. Die deutschen Offizierselite zwischen Religion und Sozialdarwinismus, 1870-1914, in: Gerd Krumeich und Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, 195.

³² Zitiert nach Gangolf Hübinger, Sakralisierung der Nation und Formen des Nationalismus im deutschen Protestantismus, in: Gerd Krumeich und Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, 233.



Gleichzeitig war es aus der Sicht der politischen Führung so, dass die Pastorenschaft in besonderer Weise qua Amt geeignet war, diese national-religiöse Deutungsleistung zu unternehmen. So betont der Politologe Herfried Münkler:

„Kultur und Religion übernahmen die Deutungshoheit, wo die Politik sprachlos blieb. Den Kirchen als klassischen Opferbewirtschaftern kam dabei eine herausgehobene Bedeutung zu. [...] Die Kirchen durchdringen alle gesellschaftlichen Ebenen. Ein Pfarrer erreicht mit einer Predigt einen sehr viel repräsentativeren und nach unten offeneren Durchschnitt der Gesellschaft als ein Universitätsgelehrter mit einem politischen Vortrag.[...] Seit Anbeginn der Geschichte ist die Religion und ihr Reflexivwerden in der Theologie der Versuch, mit dem Nichtbeherrschbaren zu leben. Insoweit ist es nicht verwunderlich, dass gerade die Pfarrer zu Beginn eines Krieges so eine herausgehobene Rolle in der Deutung des Geschehens spielen. Jahrhundertlang waren sie die Instanz, die politische Vorgänge – vor allem, wenn sie mit Krieg und Gewalt verbunden waren – in ihren Gemeinden bekannt machen und erklären mussten. Sie nahmen die Rolle ein, die heute die Massenmedien innehaben.“³⁴

Gerade dieser massenmediale Charakter der Predigten machte die Kirche zu so einem wertvollen Mitarbeiter in der Propagandamaschine des Ersten Weltkrieges. Die Predigten erreichten alle Volksschichten und waren für viele eine der zentralen Quellen sich über den Krieg und sein Begründung zu informieren. Die Kirchen nahmen in dieser Zeit die Funktion nationaler Sinndeutungsagenturen ein. Insbesondere die Stilisierung in Anschluss an das Opfer Christi ein Opfer für die Freiheit und Gerechtigkeit zu erbringen, gab dem Deutschen Soldaten quasi einen Märtyrerstatus. Je länger der Krieg dauert, je mehr Opfer er forderte, je stärker seine Bestialität vor Augen stand, desto stärker löste sich diese Sinndeutungskonstruktion auf.

³³ Vgl. Wolfgang Mommsen, Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg, in: Gerd Krumeich und Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, 253.

³⁴ <http://www.christundwelt.de/themen/detail/artikel/fuer-gott-und-vaterland-1>

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges, der „Urkatastrophe Deutschlands“³⁵, löste sich die Verbindung von Thron und Altar, auch wenn es noch den Zweiten Weltkrieg brauchte, um die Verbindung von Kirche und Staat endgültig zu lösen. Mit der Loccumer Formel wird der Evangelischen Kirche ein Öffentlichkeitsauftrag zugesprochen, der sich dezidiert auch in einem kritischen Gegenüber zum Staat vollzieht.

Die Kirche, wenn sie ihrem Auftrag gerecht werden soll, hat ein prophetisches Wächteramt auch gegenüber dem Staat einzunehmen. Es brauchte die Katastrophen der beiden Weltkriege, damit die Evangelische Kirche eine dem Wesen ihrer Botschaft entsprechende Gestalt finden konnte.

Es ist eine Gestalt, die der Botschaft des Friedens verpflichtet ist. Jesus Christus durchbricht das Modell von Stärke und Gewalt. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Es gibt keine Werte, die man mit Gewalt durchsetzen könnte. Auch der Patriotismus und der Stolz auf das Land, in dem wir leben, darf kein Recht sein, um mit Gewalt gegen andere vorzugehen, das lernen wir gerade wieder beim Blick auf die Ukraine und Russland.

Wenn diese Erinnerung an den 1. Weltkrieg einen Sinn hat, dann den, dass jeder Krieg ein grausames Verbrechen ist und ein Verrat an dem Friedensauftrag Christi. Und dass unsere Kirche immer eindeutig und klar zum Friedensauftrag verpflichtet bleiben muss. Der Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider hatte beim Religionsführertreffen in Brüssel vor wenigen Tagen mit EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso noch einmal daran erinnert, dass „das „alte“ Leitmotiv einer EU als Friedensprojekt, als Garant für Wohlfahrt und Gerechtigkeit“ nicht ausgedient hat. Es muss nur mit neuem Leben gefüllt werden, denn die aktuelle Krise in der Ukraine führt wieder neu vor Augen, welche zeitlose Relevanz der Friedenscharakter des europäischen Projekts hat.

Am Freitag hat Joachim Gauck bei einer Gedenkveranstaltung im Schloss Bellevue angedacht, ob nicht so etwas wie eine „gemeinsame europäische Erzählung dieser Urkatastrophe und ihrer Folgen“ möglich und nötig ist. Ich denke, Europa braucht – bei allen perspektivischen Differenzen – solch eine gemeinsame Erzählung, um eben wieder als jenes Friedensprojekt wahrgenommen zu werden. Zu dieser gemeinsamen Erzählung würden dann

³⁵ Vgl. Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918, Stuttgart 2002.



auch die Erzählungen gehören, wie es auf allen Seiten, wenn auch kleine, wenn auch zunächst gescheiterte Initiativen zum Frieden gab. Darüber möchte ich mit Ihnen kommende Woche ins Gespräch kommen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

